

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

6.5.1934 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 18



6. Mai 1934

Ernst Wahle /

Alturfumrforscher Karl Schumacher (14. 10. 1860 bis 17. 4. 1934)

Mit Karl Schumacher, der vor kurzer Zeit in Bad Mergentheim gestorben ist, hat die deutsche Alturfumrforschung eine ihre fuhrenden Gestalten verloren, welche nicht nur die innere Entwicklung dieses Faches mannigfach angeregt, sondern es auch nach auhen hin vertorfert hat. Das Leben des Dahingefchiedenen fallt in die Jahrzehnte reger Entwicklung unserer heimatischen Alturfumrfunde, und so drangt sich die Frage auf, wie weit er selbst ihren Werdegang mit bestimmte. Seine Anfange gehoren noch einer Zeit an, in welcher die vor- und fruhgeschichtliche Erforschung der Rheinlande ohne jeden Plan betrieben wurde; er war in jungen Jahren Zeuge, wie der Trierer Museumsdirektor Felly Heitner ebenso tatkriftig wie genial die romisch-germanische Alturfumrfwissenschaft in den Sattel setzte und wie Theodor Mommsen an ihrer Entwicklung lebhaften Anteil nahm. Als Direktor des Romisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz war er dazu berufen, diese Anstalt durch Inflation und Befatzungszeit hindurchzufuhren. Aber diese Jahre standiger Knappheit an Mitteln und manche Gefahr waren doch zugleich auch diejenigen, in denen die heimische Alturfumrfkunde deutlich ihrer nationalen Aufgabe entgegen reifte; und so ist es fur ihn eine Kronung seiner Lebensarbeit gewesen, da die Gegenwart der deutschen Vorzeit in ihrem Erziehungsplan einen ganz besonderen Platz einraumt.

Schumacher stammt aus Duhren bei Sinsheim, wo sein Vater Geistlicher war. In die Jugendzeit des Knaben fallt (1865) die Auffindung eines Furstengraves der keltischen Latenezeit auf der Duhrener Gemarlung, und wahrscheinlich ist im Zusammenhang hiermit auch der Name des Dekans Karl Wilhelmi in Sinsheim genannt worden (gest. 1857), der als Begrunder der suddeutschen Alturfumrforschung im Elsenzgau eine sehr rege Grabungstatigkeit entfaltet hatte, und den Schumachers Grofvater, von 1842-59 auch schon Pfarrer in Duhren, gut gekannt hat. Aber weder jener Fund, noch die in der Familie lebendige Erinnerung an Wilhelmi und seine Sinsheimer Alturfumrfgesellschaft haben den Entwicklungsgang des Knaben beeinflusst, der nach Abschlu seiner Schuljahre die Universitat bezog, um klassische Alturfumrfwissenschaft zu studieren. Nach bestandener Staatsprufung war er eine Reihe von Jahren im badischen Schuldienst tatig. Wenn er aber dann auf eine gesicherte Laufbahn dieser Richtung verzichtete und ihr die unsichere Zukunft eines Hilfsarbeiters der „Vereinigten Grofherzoglichen Sammlungen“ in Karlsruhe vorzog, so folgte er einer inneren, seiner eigenen Veranlagung entspringenden Stimme. Da er hierin richtig handelte, lehrt sein weiterer Lebensgang. In seinen Heidelberger Semestern hatte der Archologe Fr. v. Duhn ihn nachhaltig beeinflusst und ihm neben der Denkmalerwelt des Sudens auch diejenige der eigenen Heimat erschlossen. Schumacher, der mehr das Alturfum selbst suchte als die damals ganz durch den Ausbau der Quellenkritik beanspruchte alte Philologie, hat sich stets dankbar daran erinnert, da ihn dieser Lehrer der Einseitigkeit eines Studiums entri, welches ihn seinen ganzen Neigungen nach niemals befriedigt

haben wurde. Waren seine ersten Arbeiten im Karlsruher Museum noch den dortigen altitalienischen Bestanden gewidmet, so fand er doch nach einiger Zeit Gelegenheit, sich der heimatischen Alturfumrforschung ausgiebig zuzuwenden. Als er den Sammlungen am Friedrichsplatz zugeteilt wurde, lag dort die vorgeschichtliche Denkmalfpflege in den Handen von Geheimrat Ernst Wagner, der sie seit 1876 verwaltete und sich in seinem Praparator Edert eine treffliche Hilfe herangezogen hatte. Dagegen verlangte die Arbeit am Limes, die 1892 vom Reiche aus begonnen wurde, von seiten des Landes Baden den Einsatz einer eigenen Arbeitskraft; Schumacher wurde fur diese Arbeit bestimmt, und da sich die Limesuntersuchungen ja durchaus nicht auf den schmalen Grenzstreifen beschranken, sondern auch sein Vorland und namentlich sein Hinterland immer mehr mit einbezogen, so kam seine Tatigkeit jetzt dem ganzen Lande zugute. Diese Jahre von 1892 an mit der grofzugigen Arbeit im Gelnde und der winterlichen Verarbeitung der Ergebnisse sind die Zeit, in der Schumacher fur seine Lebensaufgabe herangereift. Er wird im Jahre 1900 dazu berufen, die Leitung des Romisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz zu ubernehmen; wenn er dieser Anstalt binnen kurzem eine personliche Note gibt und an der Stelle des fruh verstorbenen Felly Heitner (1902) zum geistigen Fuhrer der rheinlandischen Alturfumrforschung wird, dann rechtfertigt diese seine Entwicklung die Wahl, die ihn auf den verantwortungsreichen Posten gebracht hatte. Nach mehr als 25jahriger Tatigkeit scheidet er aus diesem Amt, um sich (1926) in den Ruhestand zuruckzuziehen. Mit Rucksicht auf ein Leiden, das ihn schon wiederholt zur Kur in Bad Mergentheim veranlaft hatte, wahlte er dieses Stadchen als Ruhefist.

Was Schumacher dem Mainzer Museum gewesen ist, kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Er hatte ein Erbe zu verwalten, das mit dem Namen Ludwig Lindenschmits auf das engste verknupft ist, und er war dazu bestimmt, das alte Ansehen der 1852 gegrundeten Anstalt mancherlei widrigen Umstanden zum Trost zu erhalten und zu mehren. In seine Zeit fallen die schwersten Jahre, die das Museum erlebte; es hat vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch gestanden, und die Einreiseperrren und sonstigen Schikanen der Befatzungsarmee haben seiner Wirksamkeit damals sehr enge Grenzen gezogen. Schumacher hat hier das geleistet, was man von ihm erhoffte, und zwar, ohne selbst sonderlich in die Oeffentlichkeit zu treten. Wie er nur schwer dazu zu bewegen war, einen Vortrag zu halten, so ist er auch immer abseits der Forschungsorganisationen geblieben. Wenn er es trotzdem verstanden hat, seinem Namen diejenige hohe Geltung zu verschaffen, die 1930 in der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag auheren Ausdruck fand, so verdankt er das neben seiner Bedeutung als Museumsdirektor der Kraft seines geschriebenen Wortes.

Als Schumacher sich um 1890 der heimatischen Bodenforschung zuwandte, stand diese in Suddeutschland und am Rhein erst in ihren Anfangen. Der oben genannte Wilhelmi hatte nicht Schule gemacht;

das Interesse Lindenschmits (gest. 1893) war vorwiegend im Musealen und Technischen stecken geblieben, und so befand sich die rheinische Altertumskunde sehr im Hintertreffen gegenüber derjenigen Entwicklung, welche die vorgeschichtliche Forschung damals in Norddeutschland und Skandinavien erreicht hatte. Es war in den 1880er Jahren einem Schweden, einem Norweger und einem Ostpreußen vorbehalten geblieben, dem rheinischen Fundstoff aus zwei Jahrtausenden vorgeschichtlicher Metallzeit die erste Gliederung zu geben. Es ist Schumachers bleibendes Verdienst, diese Lücke ausgefüllt zu haben; der nichtrömische Fundstoff, der bei der Limesarbeit anfällt, wird von ihm ebenso in den größeren Zusammenhang eingereiht wie die römerzeitliche Beobachtung. Dem Streben, selbst Klarheit über die bis dahin so vernachlässigten vorgeschichtlichen Kulturstufen der Rheinlande zu gewinnen, entspringen seine schon in den 1890er Jahren beginnenden Uebersichten, die, weit gespannt in Raum und Zeit, von der Lokalforschung dankbar aufgenommen werden.

Aber nicht nur die neuen Funde, welche der heimatische Boden spendet, geben seiner Vorstellung von den vorrömischen Völkern und Kulturen jetzt Gestalt. So wie Schumacher die Forschung vorfindet und wie er sie um sich herum vorwiegend arbeiten sieht, ist sie darauf bedacht, die Stoffe formenmäßig zu gliedern und damit die Zeitstufen zu ermitteln. Es ist sein eigenstes Werk, die Funde durch eine engere Verknüpfung mit der Umgebung, welcher sie entstammen, in einer bisher nicht bekannten Art zur Sprache zu bringen. Wir müssen es an dieser Stelle dahingestellt sein lassen, wie Schumacher den Weg hierzu gefunden hat. Möglich, daß er darin ein Schüler Hettners ist, welcher in das Wesen der provinziäl-römischen Kultur erstmalig eindrang und auch die siedelungskundlichen Probleme sah. Vielleicht auch, daß er hier einer eigensten Veranlagung folgte, die im Laufe der mannigfachen Geländearbeit die Möglichkeit gehabt hatte, sich zu entfalten. Jedenfalls prägte er den Begriff der Kontinuität der Bevölkerung und der altbesiedelten Flächen und Orte. Er sah die Vorzeitmenschen in ihren Beziehungen zur Landesnatur; er beobachtete, wie sich trotz aller Wanderungen von Völkern und von Kulturgut oft ein große, an Gesetzmäßigkeit grenzende Beständigkeit bestimmter Kulturverhältnisse und Siedlungsgrundlagen zeigt, und gelangte so zu der Vorstellung der Bodenständigkeit. Da er diese Beobachtungsweise sehr früh auch auf den frühdeutschen Stoff der nachrömischen Zeit ausdehnte, in diesem Zusammenhang z. B. „die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenkunde“ erkannte, so hat er hiermit die Brücke zum deutschen Mittelalter geschlagen und das Seinige dazu beigetragen, die prähistorische Forschung zur Geschichtswissenschaft zu machen.

Diese Entwicklung nach der siedelungsgeschichtlichen Seite hin, welche die vorgeschichtliche Formenkunde in den Dienst einer höheren Aufgabe stellt, beginnt bei Schumacher schon gegen 1900; wie die „Beiträge zur Topographie und Geschichte der Rheinlande“ bezeugen, die ein Jahrzehnt später in der Mainzer Zeitschrift erscheinen, erlebte sie in der Folgezeit rasch ihre letzte Ausgestaltung. Deutlich zeigen die zahlreichen Aufsätze der beiden Jahrzehnte von 1900—1920,

wie das Wissen und Können in den Dienst einer größeren Aufgabe gestellt ist, und in der Tat findet dann diese Betrachtungsweise ihren umfassendsten Ausdruck in der großen von 1921 an erscheinenden „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“, einem leider nicht vollendeten dreibändigen Werk, das zugleich die Krönung der Lebensarbeit seines Verfassers ist.

Mit der Hervorhebung dieser Gesichtspunkte siedelungs- und bevölkerungsgeschichtlicher Art bringt Schumacher die prähistorische Forschung in enge Fühlung mit der wissenschaftlichen Heimatkunde, die sich ja von der Jahrhundertwende an immer mehr entwickelt. Selbst einer dörflichen Welt entstammend und durch verwandtschaftlichere Beziehungen ihr niemals entfremdet, ausgestattet mit einem guten Blick für Land und Leute, sieht er schon früh, wie die Gegenwart an der Volksüberlieferung zehrt, und wie doch diese Ueberlieferung einen sittlichen Halt gewährt, der nicht so leicht durch etwas anderes ersetzt werden kann. Es bedarf aber erst des Erlebnisses von Krieg und Revolution, daß der nun schon seit Jahrzehnten in der Großstadt ansässige Gelehrte nach seiner Heimatsholle zurückfindet, „aus ihr neue Kraft in dieser traurigen Zeit zu schöpfen“. Dieser Besuch in Dühren, dem bald weitere folgen, ist aber viel mehr als ein reiner Erholungsurlaub. Die Heimat wird jetzt nicht nur mit dem liebevollen Auge des Sohnes, sondern auch mit demjenigen des gereiften Forschers angesehen, und so vermag sie dem Beobachter eine Fülle von Dingen zu sagen, über welche sich der Jüngling einit kaum Gedanken gemacht hat. Als ungemein fruchtbar erweist es sich hierbei auch, daß Schumacher gewohnt ist, die frühdeutschen Verhältnisse mit in sein Studium einzubeziehen. Die Heimat fesselt ihn jetzt so, daß das große Werk unvollendet bleibt (letzter Teil — III/1 — 1925 erschienen) und der Gelehrte, inzwischen von seinen Amtspflichten entbunden, in immer größerem Umfange sie durchstreift. Ueberall zwischen Oberrhein und Main ist er jetzt zu Hause, und indem er seine Studien auf das gesamte Mittelalter ausdehnt, gibt er seinen siedelungsgeschichtlichen Arbeiten eine neue Seite, die ihnen die Beachtung eines größeren Leserkreises sichert und die Betrachtung von der ältesten Vergangenheit fast bis an den Rand der Gegenwart führt. So entsteht sein Buch „Aus Oberrhein und Frankenland“ und auch die kleine, dem Heimatort gewidmete Studie „Dühren bei Sinsheim. Bilder aus dem mehr als 5000jährigen Werdegang einer Siedlungsstätte im Neckarhügelland“.

Mit dieser Entwicklung lehrt Schumacher aber nicht nur in seine Heimat zurück, sondern auch zu derjenigen Form vorgeschichtlicher Forschung, wie sie einst in der unmittelbaren Nachbarschaft Dührrens Karl Wilhelm betrieben hat: Vorgeschichte als ein Glied der Landesgeschichte und der deutschen Geschichte überhaupt. Er führt damit dieses Fach aus derjenigen Isolierung und Einseitigkeit heraus, in die es gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts geraten war; indem er es in die wissenschaftliche Heimatkunde einbaute, wurde er auch mit zum Wegbereiter der Gegenwart. Und so hat er sich einen festen Platz in der Geschichte der deutschen Bildung und Erziehung geschaffen.

Wilhelm Zentner / Zwei Maifeiern des jungen Scheffel

Als der junge Scheffel im Herbst des Jahres 1843, ein noch nicht achtzehnjähriger, dem Wunsche seines Vaters willfahrend, sich als gehorsamer Karlsruher Beamtensohn bei der juristischen Fakultät der Universität München immatriculieren ließ, war der Wunsch seines Herzens, Maler zu werden, zwar nicht völlig erloschen, aber doch in weite Zukunft ferne hinausgerückt worden. Um wenigstens noch ein Zippelchen des entflatternden Traumes zu erfassen, setzte der Studiosus seine Zeichenstudien bei dem Maler und Kupferstecher Würthle fort und suchte seinen Verkehr nicht allein im Kreise seiner Kommilitonen, sondern mehr noch in den Reihen der Münchener Künstlergesellschaft. Durch Würthle ward der junge Scheffel denn auch in die Künstlergesellschaft „Neu England“ eingeführt, die ihren Namen von ihrem Tagungsort, dem „Englischen Kaffeehaus“ am heutigen Maximiliansplatz, erhalten hatte. Daxenberger schildert in seinem „Münchener Hundert und eins“ diese Neuengländer folgendermaßen: „Die schönsten jungen Leute, die kräftigsten Charaktere und die besten Stimmen sind unter den Malern. Ihr Gesang ist eine herrliche Arabeske im Münchener Künstlerleben. Regelmäßig erschallt er in einem Nebensaale des Englischen Kaffeehauses, wo an 36 Kunstzöglinge sich unter dem Namen „Neu England“ zu einer heiteren Abendgesellschaft konstituiert haben. Der ausübenden Maler sind bei dieser Nova-Anglia wenige, die meisten sind noch Schüler der Akademie.“

Als sich die Kunstjünger am 1. Mai 1844, an welchem Tage übrigens auch die Vermählung der bayerischen Prinzessin Hildegard mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich gefeiert wurde und abends der sogenannte „Biertravall“ als Aufsprudeln der über die Hinaufhebung des Bierpreises kochenden Volksseele losbrach, zu einer Maifahrt ins Isartal anschickten, war auch Scheffel unter denen, die die Ankunft des Frühlings in der freien Natur zu feiern verlangten. Dem Zuge des zur Maifeier ausziehenden „Neu England“ flatterte, so melden die Erinnerungen des Malers Reinhart Sebastian Zimmermann, eine Fahne voran, auf die ein Aar ge-

malte war. Die Jungverheirateten brachten ihre Frauen, Wäschen und Schwestern mit. Um sieben Uhr begann der Abmarsch. Es hatte sich eine sibile Gesellschaft von ungefähr 400 Personen eingefunden.

Das Ziel des Ausflugs bildete Pullach, wo im nahen Walde alles zur Feier hergerichtet war. Ein hübsches Intermezzo hatte das Zuges bei Ludwig Schwanthalers an der Fjarrampe gelegenen Schloßchens Schwaned. Als man sich der Burg näherte, so beriet Scheffel in einem Briefe seinen Eltern, fand man den Weg gesperrt und das Tor geschlossen. Nun blies die Musik einen lustigen Tusch, ob sich solchem Rufschrei wohl die Pforte eröffne. Dann trat ein junger Künstler als „Vertreter unseres Zuges und unseres Jahrhunderts zu einem patenten Jüngling mit Frack, Lornette und Glacehandschuhen herausstaffiert“, auf die Burg zu und rief ein paar Worte zu den Fenstern hinauf. Endlich antwortete ein Trompetenstoß aus Schwaned und „eine mächtige Gestalt in alter verrosteter Rüstung“ erschien auf den Zinnen des Tores, um mit Stentorstimme und in Knittelversen das Madengeschlecht des laufenden Jahrhunderts zur Rede zu stellen, wieso man sich erkühne, ihn und seine Genossen zu stören. Rede und Widerrede flogen hin und her. Endlich verstand sich der Wächter dazu, das Tor zu öffnen, und als die Menge über die Zugbrücke hereinstömte, empfing sie ein seltsamer Anblick. An mächtigen Holzstischen saßen im Burghofe grimme Gestalten in alten „echten“ Rüstungen und gaben sich der Beschäftigung des Zechens hin, indes ein Troubadour seine Weisen zur Laute erklingen ließ. Auch der Schloßgeistliche fehlte nicht.

Kein Wunder, wenn sich der Aufenthalt auf Schwaned ziemlich lange hinauszog, da das „junge Geschlecht“ den von den Gesellen aus der Vorzeit erhobenen Vorwurf mangelnder Trinkseligkeit nicht auf sich sitzen lassen wollte, indes die „Solidären“ die Burg einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Erst gegen Mittag erreichte man das Ziel der Wanderung, den Pullacher Wald. Am Festorte herrschte reges Treiben. Eine Küche war aufgeschlagen, worin junge Künstler, als Köche verkleidet, emsig hantierten. Das Ergebnis ihrer ge-

astronomischen Kunst bestand freilich in noch weniger als einem Eintopfgericht, denn es war lediglich eine Suppe zu haben. Die Mahlzeit wurde durch gemeinsamen Gesang unterbrochen, der dann auf die große Maienpredigt des „Frater Hilarius“, hinter dem sich ein Fakultätsgenosse Scheffels, der junge Jurist Eduard Fentsch, verbarg, als des Festes Höhepunkt vorbereitete. Fentschs Ansprachen erwarben durch ihren quellenden Humor geradezu klassischen Ruhm, den später auch die Drucklegung erhärtete.

Die Erinnerung an diese Maiseier des Jahres 1844 mag denn auch sechs Jahre später den Sädinger Rechtspraktikanten auf den Gedanken gebracht haben, am Gestade des Oberrheins unter eigener Führung zu wiederholen, was sich ihm von seinem Aufenthalt am Harstrand unauflöslich eingepägt hatte. Für den 1. Mai hatte er im engeren und weiteren Freundes- und Bekanntenkreis eine Feier am Ufer des heute nach dem Dichter benannten Bergsees angesetzt, zu der das junge Volk des Fridolinstädtchens unter Mitnahme von einigen Stücksaß Bier hinauszog. Die Natur selbst sorgte für die Küche, die üppiger ausfiel als die Suppenmahlzeit im Wald bei Bullach. Denn aus dem See wurden einige tüchtige Karpfen und Sechse herausgefischt und, während man sich auf der Felsklippe lagerte, an Ort und Stelle zubereitet, wo man ein mächtiges Maiseier entzündet hatte. Zur Verteilung dienten eigenhändig aus Tanzszweigen gefertigte Gabeln, als Kelle die Felsenplatte. „Und die Frühlingssonne schien so innerlich und warm herein, als könnte sie nicht genug ihr Wohlgefallen an diesem Häuflein getreuer Frühlingsjünger ausdrücken“ — also lautet die in den „Sädinger Episteln“ aufgeschlagene Chronik jener Tage. Zuletzt hielt, an eine alte Tanne gelehnt, der „Respizient in Polizeisachen“, der Rechtspraktikant Joseph Scheffel persönlich die Frühlingspredigt, zu deren Text er sich eine Strophe aus des „Knaben Wunderhorn“ ausgewählt hatte:

„Darum lob ich den Sommer,
dazu den Maien gut,
der wendet allen Kummer
und bringt viel Freud und Mut.
Die Zeit will ich genießen,
dieweil ich Pfennig hab,
und den es tut verdrießen,
der fall' die Stiegen herab!“

Selbstkritisch bekennt der Dichter: „Und wenn auch diese Rede lediglich den Prinzipien der Ordnung — in der Natur — und der legitimen Erbfolge auf dem Thron — in betreff der Jahreszeiten — gewidmet war, so weiß ich doch nicht, ob die ungebundene Geiterkeit derselben den Beifall sämtlicher Zivil- und Militärpolizeibehörden gefunden hätte, wenn sie dabei gewesen wären.“ Allein der Dichter tröstet sich mit der Anerkennung seiner Freunde, dem beifälligen Wipfelrauschen der alten Schwarzwaldbäume und dem Murmeln des Bergsees, und auch der Waldgeist, der Mehshenarts Zogele, lacht seelenvergnügt, indes er mit dem Finger droht: „Wart, du vermaledeiter Doktor!“

Im siebenten Stück des „Trompeter von Sädingen“, dem „Ausritt zum Bergsee“ hat jene Maiseier des Jahres 1850 poetische Ausprägung und Erklärung erfahren. Es spannt sich demnach eine gerade Verbindungslinie vom Münchener Maiseifestjubiläum Neu Englands und seinem poetischen Verkünder Eduard Fentsch zu jener Frohsinnsinfonie der Verserzählung, und der erste Gedanke an das „Maiseilied“ mag vielleicht gar schon im Forst von Bullach aufgeblüht sein.

In Scheffels schwerblütigem Alemannengemüt brauchten die Dinge Zeit und Muße zum Reifen. Denn von jener Tagebuchnotiz des 1. Mai 1850 ist noch ein weiter Weg bis zu dem erwähnten Kapitel im „Trompeter“. In lakonischer Kürze lautet nämlich die Eintragung: „Waldbbrand am See“.

Hans von Dezold / Als Chefarzt in den Argonnen

I.

Es war am 6. Oktober 1914, als ein württembergisches Feldlazarett abends in dem Argonnendörfchen Thénorgues einzog. Die vorausgeschickten Quartiermacher hatten mich in einem von den Besitzern verlassenen Hause untergebracht, das, an der Hauptstraße gelegen, einen Ausblick in die einzige Seitenstraße gewährte, die auf das tiefergelegene Schloß hinstieg. So konnte ich, vor meiner Wohnung stehend, das ganze Dorf übersehen. Schön war es nicht, was sich meinem Auge bot. An der geraden breiten Landstraße, die die Argonnenfront mit der Etappe verband, standen Reihen schmuckloser oder Häuser ohne Architektur, ohne Zwischenraum, ohne Vorgarten, ohne Blumen schmuck. Misthaufen waren das, was man vor allem sah, Misthaufen lagen vor den Häusern, Misthaufen bedeckten den Kirchplatz, auf den meine Fenster sahen, Misthaufen reichten haushoch an der Kirchenmauer empor. Eine Wolke von Fliegen schwirrte durch die Luft, eine Wolke von Fliegen füllte das mir zugewiesene Zimmer, in schwarzen, dicken Schichten saßen Fliegen an den Wänden, an dem Spiegel, auf den wenigen Möbeln meines Quartiers. Wie sah ich solche Mengen. Während mein Bursche Josef in gewohnter Weise Ordnung und Sauberkeit in unser Quartier zu bringen suchte, stand ich auf der Treppe und beobachtete das rege Leben auf der Straße.

Weiterwagen mit Männern, Frauen und Kindern zogen von der Front her durch Thénorgues. Die Einwohner wurden nach Stenay abtransportiert, da sie in ihren Dörfern hinter der Front nicht mehr sicher und nicht mehr genügend versorgt waren. Trübe starren die Leute vor sich hin. Mit halboffenem Munde stand stumpfsinnig ein etwa 16jähriges Mädchen bei den Pferden. Ich steckte ihr ein Stück Schokolade zwischen die Zähne. Sie freute sich übermütig darüber, klatschte in die Hände und lachte laut. Und plötzlich änderte sich das Bild. Eine Unzahl Kinder kam herangelaufen und ich holte mir aus meinem Koffer Schokolade, die ich von zu Hause erhalten hatte und verteilte sie. Lauter Jubel herrschte und alles Leid schien plötzlich vergessen. Ein alter Bauer rief mir schnarrend in deutscher Sprache „Morjen“ zu und alles winkte, als der Wagenzug sich in Bewegung setzte.

Da nahte sich ein anderer Zug in entgegengesetzter Richtung. Etwa ein Duzend junger Mädchen und Kinder des Dorfes zogen an mir vorbei, an der Spitze ein Mädchen mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, südländisch scharfem Profil und lebhaften Farben. Ich dachte an Gemma Bellinioni als Carmen. Alle sahen mich erwartungsvoll an und die Führerin rief mir etwas zu, wohl eine Bitte um Schokolade. Erstaunlich schien mir, daß in diesem von den Bewohnern fast ganz verlassenen Dorf noch so viel junge Mädchen zurückblieben.

Was ich noch an Schokolade übrig hatte, gab ich den Mädchen und Carmen dankte mir mit einem Schwall von reichen Worten, von denen ich nur verstand, daß sie sich über das Bleiben des Roten Kreuzes in ihrem Dorf freuten. Als

ich nach dem Namen fragte, stellte sie sich als Fernande vor. Sie sei 21 Jahre alt, ihre Schwester Donatienne 13. Blau, dunkelblond und blauäugig war die 19jährige Yvonne.

Tage vergingen. Vergeblich warteten wir auf einen Abmarschbefehl. Statt dessen hieß es, wir sollten uns auf längeres Bleiben einrichten.

Eines Tages kam der Befehl, wir sollten die ganze Einwohnerschaft gegen Typhus impfen. Wie sollte ich eine solche Zwangsimpfung durchführen, wenn die Leute sie verweigerten? Da kam ich auf die Idee, den französischen Pfarrer in Buzancy aufzusuchen und ihn zu bitten, der Bevölkerung die Notwendigkeit der Typhusimpfung klarzumachen. Ich versprach den Leuten nach jeder ungestörten Impfung eine französische Messe in der Kirche von Thénorgues. Da der Pfarrer einverstanden war, bat ich ihn auch, die Leute einen Bürgermeister wählen zu lassen. Ich ließ den Curé im Wagen abholen, in meiner Wohnung bewirtete ich ihn mit Speck, Zigarren und Wein und der Oberapotheker spielte den Dolmetsch.

Der Geistliche, ein großer, sehr gut genährter Herr von etwa 45 Jahren, mit schwarzen Haaren und Augen, sagte erfreut zu. Er erzählte, er habe über die Deutschen nicht zu klagen, sie hätten mehr Achtung vor dem geistlichen Gewande als die Franzosen. Er habe bei den deutschen Offizieren nur höfliches Entgegenkommen gefunden.

Die Einwohner wurden darauf in der Kirche versammelt, der Geistliche sprach mit ihnen und sagte mir nachher, die Leute seien zur Impfung bereit. Als Bürgermeister schlug er den alten Geille Handecoeur vor. Ich ernannte darauf diesen zum Bürgermeister und setzte den Zeitpunkt der ersten Impfung fest.

In diesen Tagen wurde uns eine Ansprache des französischen Ministers Pichon bekannt, der erklärte, die Deutschen seien wilde Tiere, die Gefangene erschossen, Verwundete töteten, Kinder, Frauen und Greise hinhinmordeten.

Einige Tage später fand die erste Impfung der Ortseinwohner statt. Alle fünfundsiebzig waren der Aufforderung des neuen Bürgermeisters gefolgt. Zuerst wurden die kleinen Kinder geimpft, dann die jungen Mädchen, zuletzt die Frauen und die Greise. Alles ging ohne die geringste Schwierigkeit. Die Jugend erhielt Schokolade und scharte sich nachher um mich. Ich las ihnen die Ansprache Pichons vor und sagte ihnen, sie sollten es sich fürs Leben merken, daß sie eben von einem wilden Tier geimpft worden seien. Sie lachten übermütig und sagten, Pichon sei ein alter Lügner. Ich hätte das Gesicht des ollen ehrlichen Pichon sehen mögen, wenn er diesen Augenblick miterlebt hätte. Dann fragte ich die Mädchen, ob sie jetzt noch in die Höhle des wilden Tieres hereinkommen wollten. Und sie kamen in lärmender Lustigkeit, besahen sich mein Zimmer mit seinen vielen Bildern aus der „Jugend“, rauchten Zigaretten und ließen sich vom Unterarzt photographische Aufnahmen der Umgebung zeigen.

Ich machte ihnen den Vorschlag, einen „Gesangverein junger Mädchen von Thénorgues“ zu gründen, damit wir auch weibliche Gesangsstimmen hätten, wenn wir Weihnachten hier feiern müßten. Sie waren sehr einverstanden und wählten Fernande zur Leiterin. Und als Probe sangen die zwölf fröhlichen Menschenkinder „Malborough s'en va-t-en guerre“ und „Il était un petit navire“, Lieder, die mir als Kind meine Mutter so oft vorgesungen hatte. Dann erklärten sie nochmals strahlend den Minister Pichon für einen alten Lügner und zogen lachend ab.

Am Sonntag nach der Impfung holte mein Wagen den französischen Pfarrer aus Buzancy ab und die Messe fand statt, die ich den Bewohnern als Belohnung versprochen hatte. An ihr nahm auch unser Oberapotheker teil, der katholisch war, die französische Sprache vollkommen beherrschte und sich daher zur Aufsicht sehr gut eignete. Auch viele Mannschaften waren erschienen. Der Geistliche äußerte sich nach dem Gottesdienst dankbar und erfreut, als er in meinem Zimmer Tee trank. Die Bevölkerung aber war begeistert.

Und leise fiel der erste Schnee!

Fernande und Yvonne habe ich die Adressen ihrer in Deutschland gefangenen Väter verschafft und ihnen Briefpapier gegeben, damit sie ihnen schreiben können. Fernande kam nun mit ihrer Schwester Donatienne zu mir und brachte mir den Brief. Er lautete:

„Mein lieber Papa!

Seit Deiner Abreise haben wir oft an Dich gedacht und oft von Dir gesprochen. Wir wollten Dich gern besuchen, aber immer im Glauben, daß Du in Montmédy seist und dort an der Bahn arbeitest.

Aber leider bist Du in der Verbannung, das ist sehr traurig. Ich hoffe, daß die Deutschen die Dich bewachen, ebenso gut sind wie die, die jetzt in Frankreich sind. Denn seit Deiner Abreise sind wir von den Deutschen mit Wohlthaten überhäuft worden. Besonders jetzt, seitdem die Ambulanzen hier sind. Die Offiziere des Roten Kreuzes sind sehr gut, schützen und behandeln die Einwohner. Neulich haben die Ärzte die Einwohnerschaft gegen Typhus geimpft. Zweimal sind wir schon geimpft und nächstens kommt das dritte Mal. Du siehst, lieber Vater, Du brauchst Dich um unser Schicksal nicht zu sehr zu ängstigen. Die Soldaten, die jetzt hier sind, sind weniger

anspruchsvoll als die ersten. Man glaubt gar nicht mehr im Kriege zu sein. Wir haben noch unsere beiden Kühe und haben viel Mühen.

Die Soldaten kommen täglich abends an unser Feuer und spielen Harmonika. Fröhlichkeit herrscht, und nie sollte man glauben, daß Krieg wäre. Aber etwas weiter, wie traurig, wie schrecklich der Krieg, entsetzlich die Kanonen zu hören. Ich hoffe, das endet bald.

Jetzt glaube ich Dir alles erzählt zu haben, und ich eile, den Herren Sergeanten ihr Abendessen zu geben.“

Für meinen Plan, für die Weihnachtsfeier einen „Gesangverein junger Mädchen von Thénorgues“ unter der Leitung des Oberarztes zu gründen, scheint die gesamte Jugend Feuer und Flamme zu sein. Die Weiden sangen zur Probe einige Lieder, die der Oberarzt mit der Laute begleitete. Außerordentlich drollig war es, wie die beiden hübschen Französischen im Kreise deutscher Offiziere, inmitten des siegreichen deutschen Heeres mit lauten hellen Stimmen die Marseillaise herausschmetterten. Der französische Pfarrer hat ihnen Noten für Weihnachtslieder versprochen.

Ich staune immer wieder über die gesellschaftliche Sicherheit dieser beiden Bauernmädchen, über ihre Grazie, ihren Takt, ihre Klugheit.

Zum Schluß las Fernande mit sehr guter Aussprache Gedichte von Viktor Hugo und Alfred de Musset vor, rauchte dann eine Zigarette und verschwand mit ihrer Schwester Donatienne, als ich zum Abendessen mußte.

Am Kirchplatz liegt ein langgestrecktes Gebäude, das bei unserer Ankunft wie ein großer Misthaufen ansah. Misthaufen ragten an allen Wänden empor, nur die Fenster frei lassend, Mist füllte die Zimmer bis in Fensterröhre. Das Haus hatte als Pferdestall gedient und die Pferde waren durch die Fenster ins Zimmer gelangt. Seine Reinigung war besonders schwer gewesen, die Zimmerböden waren versaut, der Stallgeruch unerträglich. Jetzt strahlten seine vier Räume in Sauberkeit. Es war früher Café gewesen und Frau Jeanne war die Tochter des Besitzers. Als ich daher hörte, daß sie einen vorzüglichen Kaffee aus unseren Bohnen zu bereiten verstand, schlug ich ihr vor, Leiterin des Cafés zum Blauen Kaninchen zu werden. Sie sträubte sich. Der Name gefiel ihr nicht, es gäbe keine blauen Kaninchen. Ich versicherte ihr ernsthaft, daß in Deutschland fast alle Kaninchen blau seien, das beruhigte sie

Heinz Zweifel-Brown / Zwei Gedichte

Seltene Stunde

Das wieder ist die große Stunde
belebten Schweigens um uns her;
und dunkel löst es sich vom Grunde
der Seelen wie ein samtnes Meer.

Die schweizerliche Nacht umschloß die Sterne,
der Wind, der morgen stürmen mag, entschlief;
und wie ein Glück aus sternentiefer Ferne
ist etwas greifbar nahe, das uns rief.

Ihr blassen Frauenhände schweigt,
als hätt' euch nie der Schmerz beirrt!
Ich seh' dich auf den Schoß geneigt,
in den die Träne fallen wird.

Unden Mond

Und strahlend steht der Mond schräg überm See,
den seine Silberbrücke zitternd überspannt —
Du Gaukler, trügerischer je und je
lockst du das Herz mit zauberischer Hand.

Ach, du bist klein und machst dich seltsam groß,
wandelnder Schein aus einem fremden Reich,
und nächtlich löst du uns die Tränen los,
und davon bist du selber bleich.

Schrifttum und Heimatkunde

Mein Heimatland. 21. Jahrgang, Heft 3/4, 1934, Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, i. A. des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Das neue Doppelheft 3/4 „Mein Heimatland“ wird eingeleitet durch einen Bericht „Glück und Ehre der Badischen Heimat“, der die großen Vorträge Eugen Fischers, des deutschen Erbforschers und Massibiologen, würdigt, die er im Auftrag des Kultusministeriums und des Landesvereins Badische Heimat in den drei Städten Freiburg, Karlsruhe, Mannheim hielt, worüber im Karlsruher Tagblatt eingehend berichtet wurde. Mit freudiger Ueberraschung werden die Leser den Glückwunsch des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, des Mitglieds der deutschen Dichtervereinigung, Dr. Hans Friedrich Blund, wahrnehmen, der ein Gedicht als liebenswürdige Geburtstagsgabe zur Verfügung stellte. Hans Friedrich Blund, den freundschaftliche Bande an den Schriftleiter und Dichter Hermann Eris Busse seit vielen Jahren fesseln, hat auf Besuchen die Arbeit und das Gefüge des Landesvereins Badische Heimat kennengelernt. Er selber hat sich große Verdienste um volkstumskundliche Belange in seiner niederdeutschen Heimat erworben. Glückwunschschreiben von außerbadischen Stellen kamen u. a. vom 79jährigen Dichter Dr. Benno Mittenauer aus München. Zuschriften aus Jerusalem und Neuwohlfest bestätigen die Verbundenheit der Auslandsbadener durch das Schrifttum des Landesvereins Badische Heimat mit der Heimat.

Durch Aufsätze mit zahlreichen Bildbeigaben versehen, ist dieses Doppelheft wieder besonders wertvoll für den Heimatforscher aus-

gestaltet. Sehr eindrucksvoll und von höchst gegenwärtiger, ja zukünftiger Bedeutung ist der Aufsatz von Architekt Wilhelm Heilig Berlin, „Dorf und Stadt, ihre organische Gestaltung“. Volkstümlich und kunsthistorisch außerordentlich wegweisend dünkt die Arbeit von Fritz Federer, Freiburg i. Br., „Der Palmesel und die Palmprozession in Baden“. Ein hinabgesunkener Osterbrauch des Volkes wird hier in seinem Gedanken- und Seelgut untersucht, auch seine Herkunft und innere Bedeutung überzeugend erfaßt. Einen echten und rechten Hansjakobsparrer stellt uns Dr. Leopold Döbele, Säckingen, vor, jenen stoligen und wibigen, männlichen und tatkräftigen „Görwihler Hogenparrer Josef Döbele“, dessen Grundsatz „Bete und arbeite“ war und der Leute, die bei ihm Hatzschaffen wollten, derb abwieß: „Gönnt heim und schaffet“. Solche Volksparrer waren allemal ein Segen für die ganze Landschaft.

„Die Geschichte des Dorfes Kürnbach“ stellt in großen Zügen Dipl.-Ing. Trudel Höhringer, Karlsruhe, dar und gibt gute, eigene Aufnahmen dazu. Von Schriesheim an der Bergstraße in alter und neuer Zeit erzählt Friedrich Fuhr, Heidelberg. Ueber den in ganz Deutschland stark beachteten Band „Volkstümlichkeit in Baden“, den wir Professor Hermann Eris Busse verdanken, schreibt in bedeutungsvoller Würdigung der Volkstumsforscher Prof. Dr. Ham, Berlin, Leiter der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde.

Mit einem Beitrag Paul Strauß, Sinsheim, zur Familiengeschichte und Volkskunde „Aus den Eschelbacher Bürgermeisterrückungen“ schließt die Aufsatzreihe des außerordentlich wertvollen Heftes.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“